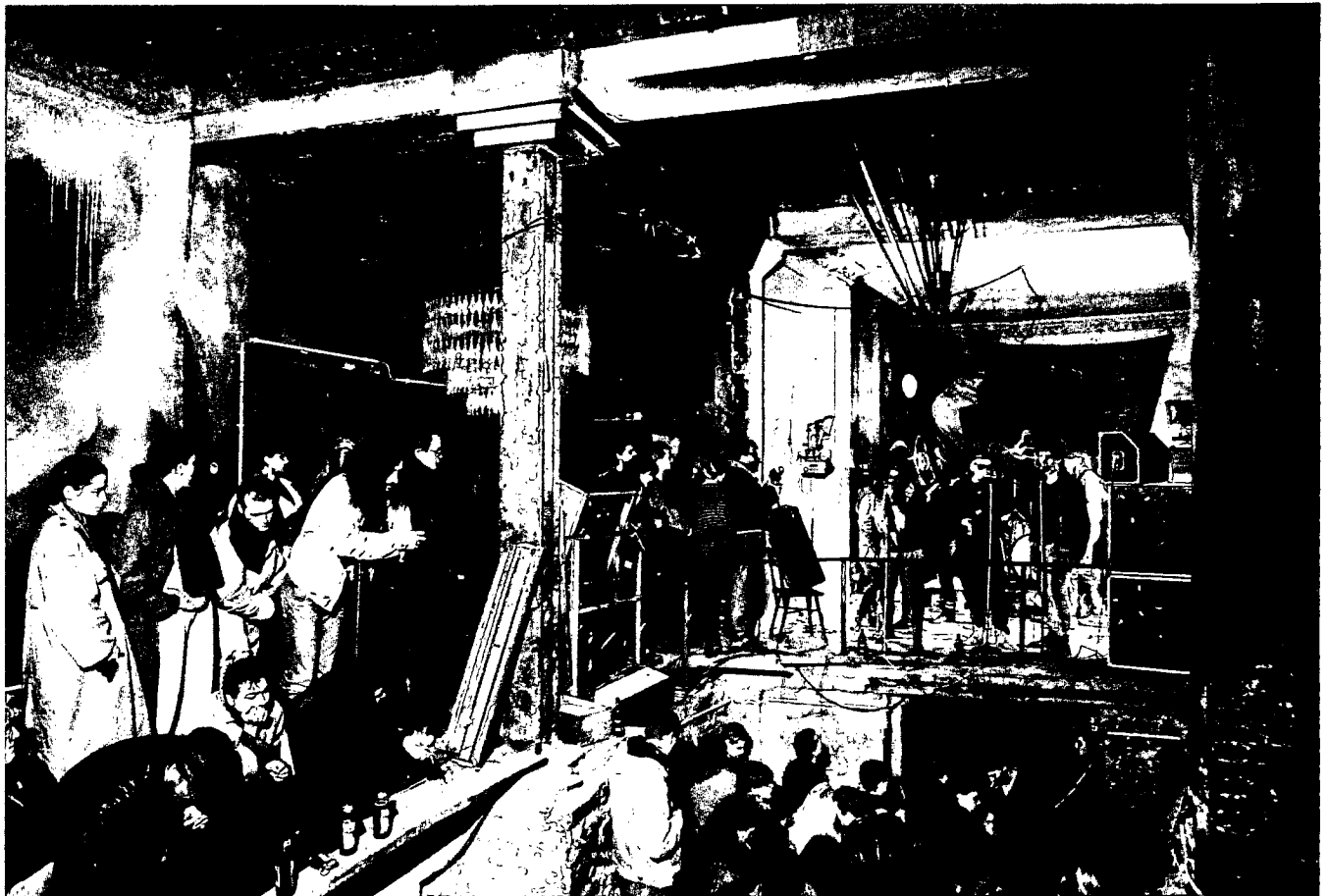


Im Kiez der armen Schlucker

Das Scheunenviertel am Berliner Alexanderplatz, einst Elendsquartier und Lasterhöhle, Revier der Ostjuden und Schauplatz von Straßenschlachten, ist nicht kleinzu-

kriegen: Der Kiez der Kieze hat, schwer lädiert, auch die Plattmacher der SED überdauert – er regt sich wieder. Eine Stiftung sucht jetzt wohlgesinnte Investoren.



Berliner Besetzerkneipe „Im Eimer“, Gäste: „Hände weg vom Scheunenviertel“

Früher gab's hier schnell was auf die Fresse. Das war die ganze Zeit so, an die hundert Jahre lang: Im Scheunenviertel kriegte jeder irgendwann sein Teil, vom Militär, von der Polente, vom Ringverein, von den Roten, den Braunen, vom gesunden Volksempfinden; vom Leben hatte er's sowieso längst weg.

Einst sammelte sich hier das Lumpenproletariat der Stadt. Kaschemmen und Kramläden, Nutten und Luden, Trödler und Ganoven bestimmten das Bild. In den Straßen, durch die er später seinen strafentlassenen Transportarbeiter

Franz Biberkopf tigern ließ, beobachtete Alfred Döblin ein dauerndes „Hinundherlungern“.

Als in den zwanziger Jahren die jüdischen Familien ihre Flucht aus dem Osten in Berlin unterbrachen – in dem tödlichen Irrtum, in den billigen Wohnungen des Scheunenviertels ein sicheres Asyl gefunden zu haben –, wandelte sich der Kern des Quartiers in ein Schtetl: erfüllt von fremdem Trubel in schleppenden Kaftanen, von hebräischen Inschriften und dem gutturalen Jiddisch, das sich in das platteste Berlinisch mischte.

In diesem Kiez haben nacheinander die Kaiserlichen und der Mob, die Nationalsozialisten, der Krieg und die Deutsche Demokratische Republik gewütet. Die Licht-Luft-und-Sonne-Schwärmer von Weimar wollten das Scheunenviertel als „Schandfleck der Stadt“ ebenso sanieren wie die Apparatschiks der Sozialistischen Einheitspartei – jeweils auf ihre Weise. Doch die alte Aufsässigkeit in diesem Kiez aller Kieze lebt noch immer fort – nun also („Stoppt den Abriß“, „Hände weg vom Scheunenviertel“) gegen Baulöwen und Spekulantanten aus dem Westen.



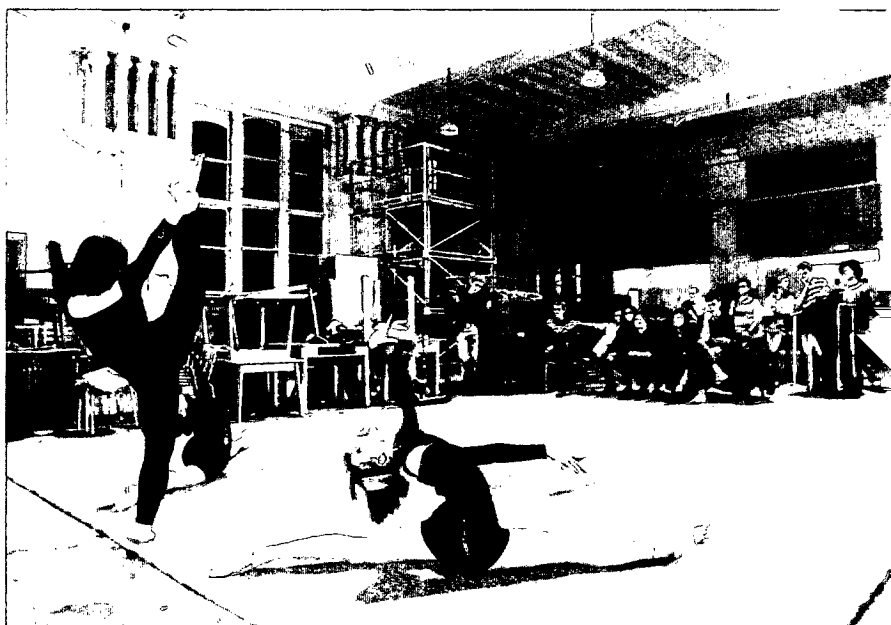
Besetztes Haus in der Mulackstraße

In den Hackeschen Höfen, einem verlotterten Labyrinth aus Gewerbe- und Büroetagen, Wohnungen, Studios und gastronomischen Einrichtungen, haben Mitglieder der Variététruppe „Chamäleon“ einen verbauten Saal freigelegt und restauriert; die Girls üben bereits Kopfstand und Spagat; Premiere soll noch diesen Monat sein.

Unter dem Druck der Leute hatte der Stadtbezirk Berlin Mitte im Mai letzten Jahres das gesamte Scheunenviertel zum „Flächendenkmal“ erklärt. Die Gefährdung des Viertels alarmierte Historiker und Künstler, Architekten, Handwerker und Geschäftsleute, Kommunalpolitiker. Sie gründeten den „Verein Stiftung Scheunenviertel“ und suchen nun Leute mit Geld und Anstand, die einen „ethischen Investmentfonds“ begründen.



Hinterhof-Ensemble Neue Schönhauser Straße



Variétéprobe in den Hackeschen Höfen

Scheunenviertel 1991: Mit Plasteputz übermalt

Die ersten Widerständler hatten noch den Kahlschlägern von der SED getrotzt, hatten sich vor Bagger und Abrißbirnen gelegt und einen zum Abbruch bestimmten Uralt-Puff zur Kiez-Kneipe „Im Eimer“ umgebaut. Besetzertrupps gründeten Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen schlossen sich zusammen; alleamt geben sie die Kiez-Zeitung *Scheinschlag* heraus.

Der Verein will bewahren, was die Geschichte vom Kiez übriggelassen hat, vor allem sein Durcheinander, das Neben- und Miteinander von vielem. Was alles das Scheunenviertel, nur ein paar Minuten vom Alexanderplatz entfernt, in seiner Geschichte gewesen sein mag – immer war es ein Viertel der armen Schlucker, einer niederen, sehr gemischten, gleichwohl selbstbewußten Gesellschaft, die sich zu wehren und zu behaupten wußte.

Die Geschichte des Viertels begann vor rund 300 Jahren. Nachdem durch ein kurfürstliches Edikt zur Verminde-

zung der Feuersgefahr innerhalb der befestigten Residenz alle Scheunen der Ackerbürger vor die Mauern der Stadt verlegt werden mußten, entstand hier – wo nun der Theaterbau der Volksbühne und das Karl-Liebnecht-Haus am Rosa-Luxemburg-Platz stehen – das „Scheunefeld“: ein Gassengeviert mit 27 Speichern.

Als die Scheunen zu Beginn des 19. Jahrhunderts Wohnbauten weichen mußten, wurden die neuen Häuser auf den alten Grundriß gesetzt: an schmalen Gassen, mit winzigen Höfen, ver-

schachtelt, voller Keller und Mansarden, miserabel beleuchtet und kaum durchlüftet.

Zu Beginn des Jahrhunderts war das Quartier so weit runter, daß sein Abriß schon beschlossene Sache war. Es wurde ein Keil in das Scheunefeld gehauen, um Raum zu schaffen für den Bülowplatz. Die rausgeschmissenen Bewohner wurden in die umliegenden Straßen abgeschoben; fortan galt die gesamte Gegend als Scheunenviertel, sie war nicht aufgewertet, sie war ruiniert.

Ein ganzer Stadtteil rutschte unter die Armutsgrenze. Bald war er mit Menschen vollgepackt wie kein anderer Kiez in Berlin, die Wohndichte war fünfmal so hoch wie in der übrigen Stadt. Acht Personen in Stube und Küche waren keine Seltenheit. Wilde Pennen in Kellerverliesen nahmen bis zu zwölf Schlafgänger auf – für fünf Pfennig pro Nacht und Nase. In einer Kochstube betrieb eine Greisin ihren Kramhandel und eine Prostituierte ihr Geschäft, gleichzeitig.

Ein zweiter Versuch, dem Viertel beizukommen, ging Ende der zwanziger Jahre daneben, als die Wüste an der Volksbühne mit teureren Wohnungen, Läden und einem Kino aufgefüllt wurde. Sie blieben als Fremdkörper isoliert und ein städtebaulicher Torso. Mittlerweile hatte rundum das Milieu gesiegt.

Immer und überall standen Schicksen herum, die bekannteste Miese im Kiez war „Hedwig mit der kalten Hand“. Die Zuhälter bevölkerten die „Bouillonkeller“, die erst abends öffneten, keine Konzession von der Polizei hatten und deshalb nur Brühe, Schokolade und belegte Brote ausgaben. Luden und Nuten schlürften und kauten hier Seite an Seite mit Bürgern und Arbeitern aus der Nachbarschaft; kapitale Verbrechen hielten sich in Grenzen.

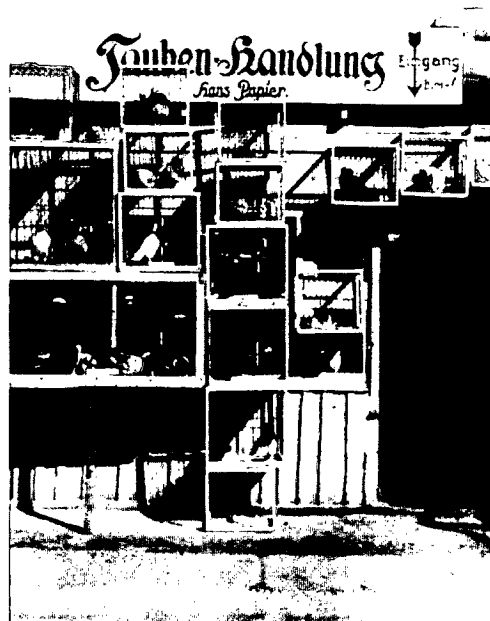
Zwar war bekannt, daß in Sodtkes Schankwirtschaft in der Mulackstraße der „Reisende Arthur“ die blutjunge Ida Krüger in die Brust geschossen hatte, weil sie nicht bereit gewesen war, ihn mit ihrer Schande zu ernähren; doch das war her. Zwar hielten die meisten Budiker sich furchterregende Rausschmeißer mit Händen wie Schin-



Schankwirtschaft Sodtke („Mulack-Ritze“) 1909



Straßenprostitution 1930



Kleintierhandel 1922



Illegaler Straßenverkauf 1930

Handel und Gewerbe im Scheunenviertel: Stadtteil unter der Armutsgrenze

ken; doch „Popel-Adolf“, „Mücken-Paul“ und „Piepel“ waren eher Ganten von der treuherzigen Art – ihr Brot waren die kleinen krummen Dinger.

In den Vereinszimmern trafen sich der Männerchor „Halbe Lunge“ und der Raucherklub „Blaue Wolke“, und dabei wechselte auch die Sore von Schränkern über den Tisch. Zoff gab es, wenn ein Wirt nicht pünktlich sei-

nen Verpflichtungen aus den Schutzverträgen mit den Ringvereinen nachkam. „Immertreu“, „Deutsche Kraft“ und „Hand in Hand“ beherrschten den Amüsierbetrieb und kontrollierten für rund 10 000 Zuhälter die Stellplätze ihrer Mädchen.

So hätte alles einigermaßen seine Ordnung gehabt, wenn es im Scheunenviertel nicht zu einem irritierenden

Kuddelmuddel gekommen wäre. Niemand hatte es vorausgesehen. Plötzlich war es da: das Schtetl. Lemberg in Berlin. Galizien am Alexanderplatz. Mittelalter.

Die Juden, die vor Pogromen aus dem europäischen Osten wegmachten, glaubten in Berlin rettenden Boden zu erreichen. Die Reichshauptstadt lag quasi auf halbem Weg nach Brooklyn. Sie erschien den armen Juden, wie Walter Mehring 1929 notierte, als „Zugang zu den ökonomischen Gefilden einer Neuen Welt“.

Den billigsten Wohnraum, das hatte sich rumgesprochen, gab es im Scheunenviertel; vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee, von den Karpaten bis zum Ural konnten die Juden den Namen

seiner Magistrale buchstabieren: Grenadierstraße (heute: Altmstadtstraße). Dort konnten sie zusammenrücken, dort waren sie unter ihresgleichen.

Den assimilierten deutschen Juden im Nebbich-Westen wie im teuren WW war die orthodoxe Mischpoche mit ihrer schäbigen Kledage, den wippenden Peies, dem geflüsterten Jiddisch außerordentlich peinlich: zu jüdisch.

Die Antisemiten machten da keinen Unterschied. Auf dem Höhepunkt der Inflation, am 5. November 1923, stürmten aufgeputschte Arbeitslose zuerst das Scheunenviertel, zertrümmerten Fensterscheiben und plünderten Kramläden und Wohnungen in der Grenadierstraße. Die Polizei kam zu spät und nahm die Opfer fest.

Während Valuta-Schieber und ihre Kokotten in Berlin-W sich bei Jazz und Kokain, bei Schampus, Kaviar und Nacktballett den Ausschweifungen hingaben, darbt die Stadt unter dem Gestöber von Papiergeld bei Kohlrübenkoteletts und Kohlrübenkaffee.

Die Perversionen der Weltstadt förderten das grimmige Verlangen, jedem Andersdenkenden in die Fresse zu hauen. Als während der blutig niedergeschlagenen Aufstände im Winter 1918/19 in den Straßen Maschinengewehre knatterten, dudelten in Bars und Kabarets die neuesten Schlager.

Und wieder war das Scheunenviertel mittenrang. Als der Oberbefehlshaber zur Niederschlagung von Generalstreik und Spartakusaufstand – der Sozialdemokrat Gustav Noske mit dem selbstgegebenen Beinamen „Bluthund“ – seine Offensive zur Rückeroberung des verbarrikadierten Alexanderplatzes über die Linienstraße vortrug, wurde



Polizeischutz für SA-Aufmarsch im Januar 1933
„Eroberung von Feindesland“



Regierungstruppen am Rosenthaler Platz im März 1919: Arbeiter an die Wand gestellt



NS-Razzia April 1933



Sabbat-Spaziergang 1928

der Kiez abgeriegelt und „planmäßig gesäubert“.

Die Regierungstruppen und die Soldateska der Freikorps setzten rund um das Viertel alle Mittel der Feldschlacht ein: Flammenwerfer und schwere Hautbitzen, Tanks und Fliegerbomben. Arbeiter wurden eingekesselt, an die Wand gestellt und mit Maschinengewehren niedergemäht. „Sehr widerwärtig“, empörte sich Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch. „Der weiße Schrecken wütet ungehemmt.“

Noch Jahre später bluteten die Parolen von Spartakus an Bauzäunen: „Denkt an Liebknecht und Luxemburg! Heil Moskau!“ Daneben hieß es immer lauter: „Heil Hitler!“ Braune Kolonnen zogen nun auch durch den Osten der Stadt – mit dem Marschlied, das ihnen ein Sturmführer vom Friedrichshain geschrieben hatte, Horst Wessel: „Die Fahne hoch ...“

Nach dem Schwarzen Freitag im Oktober '29, der die Weltwirtschaftskrise und eine nie dagewesene Massenarbeitslosigkeit auslöste, „explodierte der Haß“, so der britische Schriftsteller und Chronist der Eroberung Berlins durch die Nazis, Christopher Isherwood. Die Sturmabteilungen der SA und die Rollkommandos von Rotfront drochen in Straßen- und Saalschlachten aufeinander ein, und alle Augenblicke wurde jemand erschossen, mal ein Roter, mal ein Brauner.

Am Abend des 14. Januar 1930 suchte die Witwe Salm aus der Großen Frankfurter die Gastwirtschaft „Bär“ im Scheunenviertel auf. Von den anwesenden Mitgliedern der KPD-Bereitschaft Mitte erbat sie eine „proletarische Abreibung“ für ihren Untermieter Wessel; der Kerl habe eine Nutte aus der Münzstraße zu sich genommen,



Jüdische Leihbibliothek, Kellerladen für Koscheres 1928

Ostjuden im Scheunenviertel: Galizien am Alexanderplatz

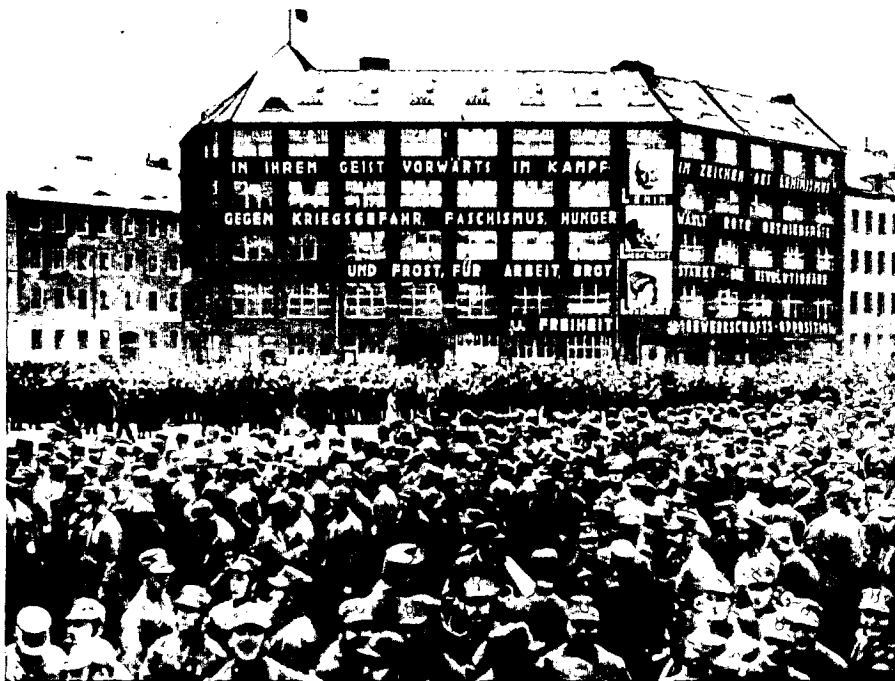
weigere sich aber, die Miete für das Flittchen zu zahlen, und werde auch noch frech.

Ein Rollkommando zog los. An der Spitze „Ali“ Höhler aus der Mulackstraße, Zuhälter und Zuchthäusler, Rotfrontkämpfer und Mitglied des Ringvereins „Immertreu“. Er schoß Horst Wessel in den Mund, der schwerverletzte Sturmführer starb am 23. Februar.

NS-Gauleiter Goebbels verklärte ihn zum Erlöser: „Ein Christussozialist!“ Die Kommunisten entfesselten um seinen Leichenzug einen Tumult und emp-

fingen ihn am Friedhof mit dem Gruß: „Dem Zuhälter Horst Wessel ein letztes Heil Hitler!“

Das Morden nahm kein Ende. Am Abend des 9. August 1931 wurden die Polizeihauptleute Paul Anlauf und Franz Lenk, im Kiez nur als „Schweinbacke“ und „Totenkopf“ bekannt, vor dem Filmtheater „Babylon“ hinterrücks erschossen. Der Täter, gerichtlich festgestellt, entkam mit sowjetischen Papieren ins Ausland: damals Bereitschaftsführer des Partei-selbstschutzes der KPD, später Minister für Staatssicherheit der DDR, zur



SA-Aufmarsch vor KPD-Zentrale am 22. Januar 1933, SA-Sturmführer Wessel (1929): „Der Haß explodierte“

Zeit in U-Haft in Berlin-Moabit. Name: Erich Mielke.

Nach der Machtübernahme deklarierten die Nationalsozialisten ihre Maßnahmen im Scheunenviertel als „Eroberung von Feindesland“. Der Kiez bekam einen Horst-Wessel-Platz, eine Horst-Wessel-Straße, ein Horst-Wessel-Haus und ein Horst-Wessel-Theater. Das Umfeld an der Linienstraße wurde „nationalsozialistisch“ gestaltet, alles „Nichtarische“ wurde „entfernt“. Ali Höhler, im September 1930 zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde an die SA ausgeliefert und vielmals erschlagen.

Die DDR beschränkte sich darauf, die Volksbühne wiederaufzubauen – schließlich hatte Erwin Piscator in ihr einst auch bürgerliches Publikum zum fröhlichen Absingen der Internationale animiert – und das wiederhergerichtete Karl-Liebknecht-Haus unter Denkmalschutz zu stellen. Den Rest ließ sie verkommen.

Erst Mitte der achtziger Jahre setzte der Rat der Greise diverse Baukombinate aus der Republik in Marsch; sie sollten das Scheunenviertel mit siebengeschossigen Plattenbauten vollstellen.

Glücklicherweise brachten sie nicht viel zustande; es überleb-

ten die republiktypischen „steinernen Sozialfälle“, wie der Soziologe Eike Geisel sie nannte – heruntergekommene schöne alte Gebäude wie Alfred Messels Volkskaffeehaus, mißhandelte Barockbauten, durch Glattputz entstellte Rokoko-Fassaden oder die schutzlos der Mieterwillkür preisgegebenen Hackeschen Höfe.

Um sie zuallererst will der „Verein Stiftung Scheunenviertel“ sich kümmern: ihren Bestand sichern, den jeweiligen Denkmalschutz erwirken, die Eigentumsverhältnisse klären und verständnisvolle Investoren gewinnen.

Sodann will die Stiftung Pilotprojekte zur Wiederbelebung des Viertels

durchsetzen; sie denkt an Cafés und Buchläden, Ateliers, Galerien, Theaterchen. Vor allem will sie den Kiez fürs kleine Portemonnaie erhalten, ihn vor den Druckwellen der Mietexplosionen im Westteil Berlins schützen.

Gelegentlich, bei der Suche nach Spuren der Geschichte, wird die Zeit für sie arbeiten. So gehörte zu den zahlreichen jüdischen Wirtschaften im Viertel, in der Grenadierstraße, ein winziges Stubenlokal, dessen Wirt an der Hauswand annonciert hatte: „Warme Speisen zu jeder Tageszeit“ – und darüber, in drei großen hebräischen Buchstaben, „koscher“. Die Schrift überdauerte die Nazis, nur den deutschen Sozialismus nicht: 1986 wurde das Zeichen von Honeckers Stadtverschönern übermalt.

Der gerechte Regen wird es bald wieder herauswaschen. Der Goi von der Pinselbrigade hat Anstrich der Marke „Ilmentin Plasteputz“ genommen, eine Errungenschaft der DDR. Das Zeug hat, wenn es hoch kommt, eine Lebensdauer von sechs Jahren. Danach wird der Schriftzug „koscher“ wieder hervorkommen, die alte Teerfarbe ist immer noch da.

Karl Heinz Krüger



Hebräische Hausinschrift „koscher“ 1986: Letzte Spuren gelöscht?